

# Ein Leben in Extremen

Mongolei Weil das Klima immer extremer wird, ziehen mongolische Nomaden in die Hauptstadt Ulaanbaatar. Wie Chinzorig, der sich in den Slums durchkämpft. Einmal im Jahr bricht er auf in sein altes Leben.

TEXT **MARTIN THEIS** FOTOS **SASCHA MONTAG**



Für die Nomaden ist die Jurte der Mittelpunkt der Familie. In der Steppe wird das Überleben jedoch immer schwerer.



Bevor er sich auf den Trip in sein verflissenes Leben begeben kann, muss er noch 24 Stunden Dienst schieben. Wachmann Chinzorig, Sohn des Budsuren, liegt auf der Pritsche in seiner Kammer. Der Fernseher an der Wand zeigt ein Musikvideo: Pferde galoppieren durch die weite mongolische Steppe, ein Adler kreist am wolkenlos blauen Himmel und landet auf dem Arm eines Nomaden mit Fellmütze. Lieder der Pferdekopfgeige, die nach Sehnsucht klingen. Chinzorig zieht eine Zigarette aus der Schachtel. «Die Steppe ist mein Zuhause», sagt er und lächelt müde. «Aber zurück kann ich nur noch für ein paar Tage im Jahr.»

Chinzorig bewacht eine kleine, heruntergekommene Krankenstation am Rande der mongolischen Hauptstadt Ulaanbaatar. Auch diesmal wird nichts passieren, weil nie etwas passiert. «Die Polizei liegt gleich um die Ecke», sagt er. Er tritt hinaus in die Dunkelheit und steckt sich die Zigarette in den Mund. Ringsum: Wohnblocks aus der Sowjetzeit. In einem Basketballkäfig werfen Jugendliche schepfernde Körbe. Die Feuerzungenflamme erleuchtet Chinzorigs weiche, kindliche Gesichtszüge. Er ist 37 Jahre alt. Vor sieben Jahren kam er mit Eltern und Geschwistern in die Stadt. Der «weisse Tod» hatte ihr Vieh dahingerafft.

#### «Die Mongolei zuerst»

Die Mongolen leben in einem Land klimatischer Extreme, vierzig Grad im Sommer und minus vierzig Grad im Winter sind normal. Als Nomaden ernähren sie sich von ihren Tieren, verkaufen Milchprodukte, Fleisch und Wolle. Doch der globale Klimawandel gefährdet ihre Tradition: Die Erderwärmung in der Mongolei ist doppelt so hoch wie

im globalen Durchschnitt, Dürren nehmen zu, neunzig Prozent des überlebenswichtigen Weidelandes drohen langfristig zu verwüsten. Und wenn Schafe, Ziegen, Pferde und Yaks im Sommer nicht genug zu essen finden, überleben sie die kommende Kälte nicht. Auch diese fällt in den letzten Jahren extremer aus. Für die Nomaden ist das der Ruin.

Chinzorig verdient 250 Euro im Monat, seine Eltern bekommen eine kleine Rente. Doch sein Vater hat Magenkrebs, und die mongolische Krankenversicherung deckt wenig mehr als einen Schnupfen ab. Seit sie in Ulaanbaatar leben, half Chinzorig auf dem Bau, schleppte Waren am Güterbahnhof und fuhr Taxi für ein bisschen Kleingeld, ohne Lizenz. Zwischendurch musste er vier Jahre lang in einer Möbelfabrik in Korea arbeiten und sah seine Familie nur für einen Monat pro Jahr. «Alles, was ich als Nomade auf dem Land gelernt habe, ist in der Stadt nutzlos», sagt er. Chinzorig ist wieder auf der Pritsche vor dem Fernseher angekommen.

Die Slums in der Peripherie Ulaanbaatars, wo die Stadt in die Steppe ausfasert, fangen jene auf, die das Landleben aufgegeben haben. Vor dreissig Jahren lebten noch achtzig Prozent der Mongolen als Nomaden. Heute ist es noch ein Viertel. Die Regierung hat den unkontrollierten Zuzug längst verboten; wer jetzt noch kommt, ist illegal. Doch die Leute schlagen weiter ihre Jurten auf, die traditionellen weissen Rundzelte, zimmern Hütten, siedeln auch neben Müllkippen, Friedhöfen und gigantischen brummenden Strommasten. Mehr als die Hälfte der 1,5 Millionen Einwohner Ulaanbaatars lebt in den Jurtenvier-



keln. Wer hier gestrandet ist, versucht sich mit einfachen Jobs über Wasser zu halten – oder gibt auf und ersäuft im Alkohol.

Die Politik bekommt die Landflucht trotz diverser internationaler Hilfsprogramme nicht in den Griff. Die Mongolei ist eine junge Demokratie mit chronisch instabiler Führung – seit der neuen demokratischen Verfassung von 1992 gab es fünfzehn Regierungswechsel. Korruption ist ein Dauerthema, beide Präsidentschaftskandidaten der Wahl von 2017 waren in Skandale verwickelt. Der heutige Präsident Chaltmaagiin Battulga hatte gemäss seinem Motto «Die Mongolei zuerst» versprochen, dass alle Mongolen künftig stärker von den Bodenschätzen des Landes profitieren sollten. Doch in den Slums sind das nur Worte, die nichts zählen. In den neuen, illegalen Siedlungen ist es am schlimmsten. Hier leben sie unregistriert, ohne Gesundheits-, Strom- und Wasserversorgung.

### Weisse Jurten, bunte Hütten

Chinzorig entkam dem Moloch immer einmal im Jahr. Mit seinen Eltern, seiner Frau und den Kindern war er in den Sommerferien stets zu Verwandten in seine Heimatregion Dsawchan in den Nordwesten des Landes gereist. Für einige Tage konnten sie dort saubere Luft atmen und mit ihren Kindern in die Steppe hinausreiten. Doch Chinzorigs Vater ist zu krank für die grosse Reise und die Frauen müssen ihn zuhause pflegen. Chinzorig soll dieses Mal allein fahren.

Feierabend ist im Morgengrauen, mit dem ersten Kläffen der Hunde. Chinzorig geht auf den staubigen Wegen seines Viertels nach Hause, entlang zerfallener Bretterzäune, Mauern und rostiger Tore. Die ehemaligen Nomaden haben die Weite gegen kleine Parzellen eingetauscht. In den Jurten heizen Frauen die Kohleöfen an und setzen Milchtee auf, den die Familien den Tag über trinken. Im Winter legt sich dichter Kohlerauch aus den Ofenrohren der Slums über die ganze Stadt und macht sie zu einem der Orte mit den weltweit meisten Smogtagen. Von einer Anhöhe in der Nähe seiner Parzelle kann Chinzorig über den Flickenteppich aus weissen Jurten und bunt gestrichenen Hütten bis zur funkelnden Skyline im Tal blicken.

Seine Mutter Sarantuya, eine gewichtige Frau mit kurzen grauen Haaren, schleudert eine Kelle Milchtee in Richtung Morgensonne, auf dass die Götter der Familie gewogen seien. Kinder jagen über den Hof. Ein kleiner Junge mit verfaulten Vorderzähnen zählt mit geschlossenen Augen rückwärts. Sie spielen Verstecken zwischen Reifenstapeln, Bauschutt und einer verwitterten Badewanne. «Ich werde mein ganzes Leben in diesem Viertel bleiben», sagt Chinzorig. «Aber wenn unsere Kinder sich in der Schule anstrengen, können sie einen guten Job finden und sich vielleicht eines Tages eine Wohnung leisten. Dann hätte sich alles gelohnt.» Er tritt durch die niedrige Holztür der Jurte, tief gebeugt mit einem weiten Schritt. Gegen den Türrahmen zu stossen, soll Unglück bringen.

Die Jurte, in der sie schon in der Steppe lebten, ist der Mittelpunkt der Familie. Chinzorig lebt hier mit seinen Eltern, seiner Frau Munkhjargal und den sechs Kindern. Auch seine vier Schwestern bringen ihre Kinder in den



1



2



- 1 Chinzorig im Kreise seiner Familie in Ulaanbaatar.
- 2 Bei der Nachtwache.
- 3 Leben, kochen, schlafen – alles im selben Raum.
- 4 Blick über das Jurtenviertel am Rande der Hauptstadt.

3

4



## «Alles, was ich als Nomade auf dem Land gelernt habe, ist in der Stadt nutzlos.»

CHINZORIG, 37

Sommerferien morgens vorbei, damit sie zur Arbeit gehen können. Der Fernseher zeigt tonlos eine Gameshow. Mutter Sarantuya sitzt auf einem roten Drehstuhl, von dem aus sie alles Wichtige erreicht, ohne aufzustehen: Kohle, Ofen, Wassertonne, Schüsseln, Mehl. Vor ihr steht ein elektrischer Wok, in dem sie kocht und anschließend auch abwäscht. Neben dem Altarschränkchen, mit Blick auf Bilder buddhistischer Lamas, liegt Vater Budsuren auf seinem Bett und raucht dünne Zigaretten. Der Magenkrebs hat ihn ausgezehrt. Er nimmt nur noch Brühe zu sich. Der Alte wartet auf eine Bluttransfusion, doch das Präparat ist knapp. Wer es haben will, braucht gute Beziehungen oder viel Geld. «Früher war ich ein wohlhabender Mann», sagt Budsuren mit weicher Stimme. Er hat sich im Bett aufgerichtet, seine Haut hängt schlaff vom Oberkörper. «Die Tiere waren mein Vermögen. Alles drehte sich um sie.»

Die Familie besaß vierzig Yaks, zehn Pferde und hunderte Schafe und Ziegen. Nach dem Zerfall des Sowjetsystems gingen in der Mongolei die Herden in Privatbesitz über und der Staat verteilte Startkapital. Die Marktpreise für Fleisch, Milch und Wolle waren hoch. Weil sich das Nomadenleben lohnte, brachen viele junge Leute die Schule ab. Budsurens Sohn Chinzorig verließ seine Klasse nach vier Jahren. «Ich war glücklich mit den Tieren», sagt Chinzorig, eine Schale Milchtee in der Hand. «Ich konnte mir nichts Schöneres vorstellen, als Nomade auf dem Land zu werden.»

Nach einem besonders düren Sommer im Jahr 1999 kam der Winter, der ihr Leben veränderte. Minus 55 Grad. Die Mongolen haben ein Wort für das Kälteextrem: Dzud – der weisse Tod. Die Tiere hatten sich während der Dürre nicht genug Fett anfressen können. Als Familienoberhaupt

Budsuren versuchte, mit ihnen umzuziehen und einen weniger kalten Ort zu erreichen, blieb ein Tier nach dem anderen im Schneesturm liegen. «Ein grosser Held kann durch eine kleine Kugel sterben», sagt Budsuren. «Und ein reicher Nomade kann in einer kalten Nacht zum armen Mann werden.» Es folgten zwei weitere Dzud-Jahre. Ein Drittel des mongolischen Viehbestands wurde ausgelöscht.

### Alle sehnen sich nach Regen

Etwa 800 Kilometer liegen zwischen Chinzorig und seiner alten Heimat. Früh am nächsten Morgen macht er sich mit einem geliehenen Jeep auf den Weg. Im Gepäck hat er Kleidung und Medikamente für die Familie seines Cousins. Er fährt auf einer der wenigen befestigten Landstrassen Richtung Westen, lotgerade durch die menschenleere Steppe. Die Mongolei ist viermal so gross wie Deutschland,

hat aber nur rund drei Millionen Einwohner. Vereinzelt stehen Jurten, manchmal blockiert eine Ziegenherde den Weg. Das Gras kräuselt sich hellbraun auf dem trockenen Boden. «Um diese Jahreszeit sollte es schon etwa fünfzehn Zentimeter hoch und saftig grün sein», sagt Chinzorig. Stattdessen Dürre. «Die ganze Mongolei sehnt sich jetzt nach Regen.»

Nach dreizehn Stunden Fahrt verlässt Chinzorig den Asphalt hinter einem kleinen Hüttendorf. Eine bucklige Piste führt ihn in der Dämmerung bis in ein weites Tal. Berge am Horizont. In der Steppe stehen Kreisformationen grob behauener Steine, die Gräber der Ahnen. Schafe und Ziegen weiden versprengt, der Geruch von verbranntem Dung weht durch die offenen Autofenster herein, und aus der Ferne hört man das tiefe Grunzen einer Yakherde. Am Fluss stehen drei Jurten, rosa im Abendlicht. Chinzorig fährt langsam auf sie zu.



5

**Die Erderwärmung in der Mongolei ist doppelt so hoch wie im globalen Durchschnitt, neunzig Prozent des überlebenswichtigen Weidelandes drohen langfristig zu verwüsten.**



7



8

9





6

5 Bei Verwandten von Chinzorig in der Zentralmongolei.

6/7 Gemeinsam fangen sie abends die Kälber ein.

8 Die Jungen wachsen im Sattel auf.

9 Schlachten ist Familienarbeit.



Der Cousin wird bis zum nächsten Tag unterwegs sein, ein Bankgeschäft erledigen. Seine Frau Munja verteilt in der Jurte Schalen mit Milchtee und geflochtenes Gebäck. «Wie ist euer Sommer?», fragt Chinzorig, den Arm um seinen neunjährigen Lieblingsneffen gelegt. «Sehr schlecht», sagt Munja. «Die Tiere werden mager. Die Yaks können wir nur einmal am Tag melken, Ziegen und Schafe gar nicht.» Ihr Vater und ihr Bruder kommen in langen Mänteln von der Weide zurück und begrüßen Chinzorig mit Handschlag. Sie leben mit ihren Familien in den Jurten nebenan. Die Haut der beiden Männer ist dunkel und rau, geplatze Äderchen ziehen sich über ihre Wangen. Sie verbringen die Tage bei den Tieren, in Wüstenhitze und Eiseskälte. Der Älteste reicht eine Schnupftabakdose herum.

Bald wird es Zeit, die Tiere für die Nacht in ihre Gatter zu sperren. Der alte Mann treibt von einem Pferd aus Ziegen und Schafe zusammen. Sein dreizehnjähriger Enkel hilft ihm mit dem Motorrad. Es folgt eine tausendfach eingeübte Choreografie, in der jeder seine Rolle kennt. Chinzorig fügt sich wortlos ein. Sie umzingeln die Tiere und ziehen ihren Kreis immer enger. Wenn eines ausbrechen versucht, springen sie ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen: «Tschu! Tschu!» Um zehn Uhr abends geht der Arbeitstag der Nomaden zu Ende. Die Familie versammelt sich in der Jurte vor dem solarbetriebenen Fernseher.

### Ziegen und Wodka

Am nächsten Tag soll eine Ziege geschlachtet werden. Weil sein Cousin noch immer nicht da ist, steht Chinzorig in der Pflicht. Bevor die Tiere auf die Weide gelassen werden, geht er ins Gatter, treibt im Strom der aufgescheucht kreisenden Herde und packt eine Ziege bei den Hörnern. Er prüft, ob sie genug Fett hat, denn in der Steppe gilt: je fettiger das Fleisch, desto besser. Dann zieht er sie hinaus, ihren Kopf zwischen seinen Beinen. Chinzorigs Cousin Tsolmongerel kommt abends, als die Eingeweide der Ziege in einem grossen Topf auf dem Ofen köcheln. Er hat eine Flasche Wodka dabei und gute Nachrichten: Die Bank hat ihm drei Millionen mongolische Tugrik geliehen, umgerechnet rund tausend Euro. Damit will er im nächstgelegenen Dorf einen Reifenhandel eröffnen. «Auch wir wollten früher in die Stadt ziehen», sagt Tsolmongerel. «Ich bin mit meinem jüngsten Sohn damals vorgegangen und habe bei Verwandten gelebt.» Er schneidet den Darm durch, in dem das gekochte Blut schwarz und fest geworden ist. «Ein halbes Jahr habe ich versucht, Arbeit zu finden. Dann habe ich aufgegeben und bin zurückgekehrt.» Der Reifenhandel sei für ihn ein Mittelweg. «Wir bleiben Nomaden – aber werden ein Stück weit vom Wetter unabhängig.»

Die Cousins haben nur diese Nacht zusammen. Dann muss sich Chinzorig wieder auf den Weg machen, aus der Steppe auf die Strasse, 800 Kilometer, zur nächsten 24-Stunden-Schicht in Ulaanbaatar. «Ich will mich nicht beklagen», sagt Chinzorig. «So haben die Götter mein Schicksal gezeichnet, und so bin ich zufrieden.» Er wuchtet einen schweren Karton voller Milch und Fleisch in den Kofferraum.